

WÜRZBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

Heft 29

Druck: Andreas Staudenraus Universitäts-Druckerei Würzburg

GEORG KNETSCH

PROBLEME UND PERSPEKTIVEN
DES AUSLÄNDERSTUDIUMS

WÜRZBURGER REKTORATSREDE

GEHALTEN AM 12. NOVEMBER 1960

ZUR REKTORATSÜBERGABE DER
JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT

Hochansehnliche Festversammlung!

In den letzten Jahren ist es Brauch geworden in Würzburg, bei der Übergabe des Rektorates Entwicklungen zu beleuchten, die über das Fachgebiet des Redners hinausreichen. So hat mein Amtsvorgänger, Herr Bengtson über Bildungsfragen und Formungstendenzen der Universität gesprochen, der vor ihm amtierende Rektor, Herr Sonnenschein mehrfach das neue Zeitalter der „Deutschen Hohen Schule“ beschworen.

Diesem Vorbilde folgend möchte ich aus der Fülle uns bedrängender Universitätsfragen ein Gebiet herausgreifen, das mir heute und hier einer näheren Betrachtung wert erscheint.

Es geht dabei um Probleme, die durch die „akademische Naturalisation“ von etwa 21 000 ausländischen Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland erwachsen und die eine über den Zahlenanteil dieser Ausländer an unserer Studentenschaft hinausgehende Bedeutung gewonnen haben.

Zu dem inneren Gewicht dieser Fragen tritt die durch sie gegebene Verbindung der deutschen Universitäten zu der Heimat unserer ausländischen Kommilitonen, deren einige sich heute in neugewonnener, oft zunächst äußerer, Unabhängigkeit formieren. Solche Länder aber werden durch diesen Umgestaltungsprozeß zu Faktoren des Schicksals unserer Welt, direkt und mittelbar.

Über die 8—10 % unserer Studentenschaft, die hier im Vordergrund unserer Betrachtung stehen, wird heute fast täglich diskutiert. Vielfach sind es jedoch — vom Standpunkt der Universität aus gesehen — Außenseiter, die sich in der Öffentlichkeit mit ihnen beschäftigen. Ihre Stimmen reichen vom sentimental Pol bis in die politische und wirtschaftliche Kalkulation. Egoismus und Altruismus treffen sich auf oft unbekanntem Boden, und emotionelle Reaktionen der jeweils „Betroffenen“ können solche Verlautbarungen sehr farbig werden lassen. Angriffe auf unsere deutsche Hochschule sind dabei nicht selten.

Ich halte es deshalb für nützlich, einmal im fast intimen Kreise einer kleinen Universität und ihrer Freunde, einem Kreis, der unsere ausländischen akademischen Mitbürger in Würzburg ziemlich genau kennt, über diese Angelegenheiten zu sprechen und zu versuchen, kühl und nüchtern und doch mit warmem Herzen die Situation des Ausländerstudiums zu erkunden.

Die Berechtigung, Angelegenheiten zu beurteilen, die von Amts wegen wesentlich außerhalb der Universität stehenden verdienstvollen Institutionen anvertraut sind — ich nenne von unseren deutschen

Stellen nur den DAAD, die sehr wichtige Alexander-von-Humboldt-Stiftung, die zuständigen Referate des Auswärtigen Amtes — diese Berechtigung nehme ich daher, daß ich das manchmal mühsame Glück hatte, mehr als ein Viertel meines bewußten Lebens mit den Einheimischen afrikanischer und kleinasiatischer Länder zusammenzuleben und zu arbeiten, meist in durch mein Fach gebotener Partnerschaft und oft in extremer Diaspora. Als Folge dieser Vergangenheit stehe ich in engem Kontakt mit Freunden und Diskussionspartnern in den genannten Regionen, und mit solchen wurden wohl alle Punkte des Problemkreises besprochen, den ich Ihnen heute vortrage.

Endlich glaube ich, daß wir, die wir im Flusse der Universitäts-Entwicklung stehen, auch zu solchen Bereichen unsere persönliche Meinung sagen sollten, in denen wir Gefahr laufen, als inkompetent bezeichnet zu werden, weil sie — einseitig betrachtet — als Reservate der Politik oder der Wirtschaft gelten.

Bei diesen Erörterungen lasse ich Selbstverständlichkeiten der menschlichen Beziehung, Betreuung usw. aus. Auch wird nur am Rande von unseren akademischen Mitbürgern aus dem Kreise der westlichen Zivilisation oder von Jenen, die in der Theologischen Fakultät ihre Heimat fanden gesprochen werden.

Wir wollen uns vielmehr auf Probleme konzentrieren, die unmittelbar brennend für unsere Universität sind oder in nächster Zukunft werden und aus denen sich besondere Aufgaben für uns zu ergeben scheinen.

Ich gehe dabei von Neuralgien aus, die uns wohl als Erste Kommilitonen aus jener empfindlichen und in vieler Hinsicht merkwürdigen Region bereiteten, in der sich die Kontinente Afrika und Asien einander nähern, in der zwischen Wüste und Strom die Wurzeln unserer eigenen Kultur und diejenigen der drei für uns wesentlichsten Religionen ruhen. Von den Assimilationsproblemen dieser in mancher Hinsicht avantgardistischen Gruppe ausgehend möchte ich gewisse Fragenkreise um die Entwicklungsländer auszuleuchten versuchen und sehen, was sie für uns als Universität bedeuten können und bis zu welchem Punkt sie diese angehen.

21 000 ausländische Studierende etwa bevölkerten 1959/60 unsere westdeutschen Hochschulen.¹⁾

15 000 waren es im gleichen Zeitraum in England,
47 000 in den USA und
40 000 in den UdSSR.

¹⁾ Zu diesen rund 8—10 % Ausländern unter unseren Kommilitonen treten in Westdeutschland 6000 bis 7000 ausländische Praktikanten im Jahre,

1959/60 stammte ein Drittel unserer ausländischen Kommilitonen aus dem östlichen Mittelmeerraum und seinem Wirkungshalbmesser.

Diese Studenten haben, wie die Überzahl der in Deutschland studierenden Afro-Asiaten, zumeist Medizin, Naturwissenschaften und technische Fächer belegt.²⁾ Die Bevorzugung dieser Sparten umreißt den Bedarf an praktischen Berufsgruppen zum Aufbau einer der materiellen Existenz dienenden Infrastruktur der Länder, aus denen diese Kommilitonen stammen.

Rechts- und staats-, sowie verwaltungswissenschaftliche Bereiche werden in den ehemaligen kolonialen „Mutterländern“ eher und in den USA studiert.³⁾

In diesen Andeutungen bietet sich 1. eine regionale und 2. eine fachliche oder vom Bedarf gesehene Unterteilung des Ausländerstudiums an. Wir könnten noch anders aufteilen, ich beginne hier mit einer Altersgliederung „unserer“ Ausländer.

Die meisten ausländischen Kommilitonen fangen ihr Studium in Deutschland an; geringer ist die Zahl der als „Undergraduates“ erscheinenden Baccalaurei oder Magister, nach ihrer Promotion zu uns stoßende Kollegen leiten zu der Gruppe der Gastdozenten über, die teils lehren, teils weiterlernen wollen und Diskussion suchen.

Ich sagte, daß die Mehrzahl „frisch“ kommt.

Nur wenige von ihnen werden bei ihrer Ankunft aufgefangen. Die meisten treten ohne Übergang und oft in jeder Hinsicht kaum vorbereitet aus der Familien- oder Sippengeborgenheit in die unpersönliche Einsamkeit unserer europäischen Welt.

die zwar wenig Kontakt mit den Hochschulen haben aber doch zu dem hier angeschnittenen Fragenkreis gehören.

Von diesen unseren ausländischen Studierenden stammten 1959/60:

- 14 % aus dem Iran (= 25 % aller Studierenden iranischer Abkunft),
- 12,8 % aus Griechenland (etwa 15 % aller Studierenden griechischer Herkunft),
- 7 % aus den Vereinigten Arabischen Republiken, (darunter etwa 4000 Ägypter oder zwei Drittel der im Auslande studierenden jungen Mannschaft dieses Landes).

²⁾ Das entspricht ungefähr den analogen Prozentzahlen der in den USA studierenden Ausländer.

³⁾ Das hat seinen Grund einmal in der aus der Kolonialzeit übernommenen vorläufigen Verwaltungs- und Rechtsstruktur einiger der betroffenen Länder und vielleicht teilweise in einer gezielten, auf eine neue Form der größeren Gemeinschaft bedachten Erziehungsarbeit und Stipendienpolitik ehemaliger Kolonial-Mutterländer, ein Bestreben, mit dessen Erfolg deren weltpolitische Bedeutung stehen und fallen kann.

Ganz abfangen kann diesen Schock trotz der Bemühungen zahlreicher Verbände und Einzelpersonen⁴⁾ kein noch so verständnisvoller Außenstehender.⁵⁾

Nun, es ist dieses ein langes Kapitel, das ich aus Zeitmangel überschlagen muß.

Es ist aber schwer, die den einzelnen Fremden oft überwältigende Gastlichkeit des Orients oder Afrikas in Deutschland mit Gleichem zu vergelten. Dafür gibt es viele Gründe, die von der Psychologie bis zur Sozialstruktur reichen und hier nicht näher aufgewältigt werden sollen.

Das Denken endlich, der Dank und auch der Moralbegriff sind u. a. eine Funktion der Geographie; anders ist die gegenseitige Wertung unseres oder jenes Milieus: Ein aus dem Osten stammender junger Student beklagte sich einmal bei uns, wie schmutzig doch Köln sei. Wir waren erstaunt, weil wir die Heimat des Betreffenden kannten, die uns unvergleichlich viel schmutziger erschienen war, als Köln. Allerdings schien dort die Sonne . . .

Also auch wir brauchen Verständnis und können unseren Gästen nichts Anderes dafür bieten, als Verstehen.

So fremd wie das ganze Milieu, ist auch die Deutsche Universität diesen jungen Menschen. Sie sind gekommen — darüber sprechen wir im einzelnen später — weil man diese fremde Hochschule für eine nutzbringende Institution hielt.

Sie kennen den Unterrichtsgang in den heimatlichen Hochschulen, oft europäischen Gründungen, zumeist auf englische oder französische Methodik orientiert, schulmäßig, mit starrem Ausbildungsweg, zahlreichen Zwischenprüfungen, Kennziffern, anonymer Beurteilung.

Hier in Deutschland treffen sie auf etwas Neues. Die deutschen Universitäten sind aus abendländischen Entwicklungen organisch und individuell gewachsen. Es ist erstaunlich für den Außenseiter, zu

4) WUS, ISSF (Internat. Studentenbund), Ausländerkreise der kath. und evang. Studentengemeinden, Afro-Asiatische Union. Nationale Zusammenschlüsse.

5) Und solche Anfangsschwierigkeiten werden bleiben, auch wenn über die bisherigen 13 % hinaus mehr und mehr unserer Ausländer in Heimen untergebracht werden und sogleich in ein freundliches Milieu kommen. Die Summe dieser Widerwärtigkeiten, zu denen manche nichtgenannte tritt, führt dazu, daß sich selbst nach längerem Aufenthalt noch viele ausländische Kommilitonen von uns schroff, kühl und ungerecht behandelt fühlen. Ihr Weg führt sie demgemäß in die Isolierung, in eine Landsmannschaft, oder aber in wenig wünschenswerte Gesellschaft. Ich kenne die Antwort auf solche Kritik an beiden Partnern, aber der Vorwurf, wir Hochschulleute öffneten unsere Türen nicht weit genug für unsere ausländischen Kommilitonen, ist nicht ganz berechtigt. Ich kann in diesem Zusammenhang nicht näher darauf eingehen. Die Landsmannschaften können Heimat und Hilfe sein, sie können natürlich auch leicht zu Kontrollorganen werden.

sehen, wie sehr der Berufsausbildungszwang gegenüber einer breiten Persönlichkeitsbildung zurücktreten kann.⁶⁾

Der innere Unterschied zwischen den im Osten und in den afrikanischen Staaten nach west-europäischem Muster gegründeten Hochschulen (unter ihnen Mammut-Institutionen mit über 200 000 Studierenden) und ihren europäischen Gegenstücken ist evident.⁷⁾

Bei einer Vermittlung vorwiegend statischen, oft immensen, quantitativ die Durchschnittskapazität unserer europäischen Studierenden häufig überschreitenden Wissens fehlt vielfach die bewegliche Methodik, die Beurteilung von Gegebenheiten, der Zweifel und die Kritik auch am eigenen Werk, die Disziplin des Denkens, die Bestimmung des Wesentlichen und der daraus erwachsende Verzicht. So wenigstens erscheint es uns.

Dafür vermissen unsere afro-asiatischen Kommilitonen und Kollegen bei uns den schulischen Zwang des Lernens, das feste Gleis für ihre oft phänomenale Begabung für lexikalisches Wissen, den vorgeschriebenen Weg zum frühgewählten oder frühbestimmten Ziel.⁸⁾

Die Bewertung der Fächer, wie der Universität schlechthin, richtet sich fast ausschließlich nach dem Nutzen, den sie versprechen. In diesem Sinne wird auch der *Begriff* der Forschung regional verschieden interpretiert und placiert.

Während im weiteren europäischen Bereich (also auch an den staatlichen Hochschulen Rußlands) der Fortbau alter und die Entwicklung neuer Methodik durch eine Art vertikaler Logik und (trotz aller uns vorgeworfenen Traditionsfreudigkeit) in revolutionärem Fortschrittsdrang angestrebt wird, ist in vielen nah-östlichen und afrikanischen Hochschulen die Forschung speziellen Research-Departments zugewiesen, während an der Hochschule wesentlich die Anwendung erworbener Methodik „horizontal“ ausgeübt und vielfach zu beachtlichen Resultaten geführt wird.

Neben diese Unterschiede tritt ein fundamentaler Charakterzug der Deutschen Universität: Der einer persönlichen Initiative des Studierenden verbleibende Spielraum, oder, anders ausgedrückt: Die akademische Freiheit.

⁶⁾ Man vermißt also bei uns die Fachschule, und nicht zuletzt aus diesem Bedürfnis treten Fachschulen heute nicht nur in den Ostblockstaaten mehr und mehr zwischen die Universitäten alter Art.

⁷⁾ Vgl. das im „Hochschuldienst“ 13, Nr. 17/18 vom 23. 9. 1960 Ausg. A besprochene Symposium des WUS.

⁸⁾ Ich spreche aber hier als Naturwissenschaftler wesentlich von den naturwissenschaftlichen und technischen Sektoren der in Frage stehenden, ausländischen Hochschulen. Auch die tausendjährige El-Azhar in Cairo gliederte neuerdings neben Theologie und der eng mit ihr verbundenen Rechtswissenschaft andere Fakultäten an.

So sehr diese sich (wie jeder Freiheitsbegriff) in der Zeit gewandelt hat, so viele Schwierigkeiten sie uns selbst und unseren europäischen Kommilitonen in verschiedener Hinsicht bereiten kann, sie ist eine so völlig neue Erfahrung für unsere Ausländer, daß sie von ihr geprägt werden können. Die beim Studienbeginn nötige Suche und das Finden einer Richtung, der Verzicht auf das Eine und die Wahl des Anderen ist aber der erste Schritt in diese Freiheit, über die wir später noch Einiges zu sagen haben.

Eine Frage wurde bislang nur angedeutet: Warum kommt man zum Studium gerade zu uns? Warum wählt man die Belastung mit einer Sprache, die zwar ein Fenster zu einer fremden Welt öffnet, aber im späteren heimatlichen Leben zumeist Luxus bleibt?

Die normale Antwort eines derart gefragten ausländischen Studierenden ist höflich und schmeichelhaft. Sie ist aber — sagen wir einmal — „wissenschaftlich gesehen“ nicht ganz korrekt.

Wir müssen also versuchen, sie selber zu beantworten. Dazu benutze ich private Informationen aus einem breiten Kreise unserer Ausländer.

Ich habe den Eindruck, man kommt:

Weil man annimmt, daß die deutsche Hochschule generell oder als Basis persönlichen Aufstieges eine Summe von Wissen und Können besonders zweckmäßig präsentiert,

weil das Leben in Deutschland billiger ist, als in einem anderen Ausland,

weil eine Familie oder ein Land oder eine deutsche Institution die Studienmittel für *Deutschland* gab,

weil man in der Heimat oder einem anderen Ausland infolge der dort oft sehr strengen Auswahl nicht zum Studium zugelassen wurde.

Andere kommen, weil das Studium in Deutschland weniger Zwischenprüfungen kennt, als z. B. in Frankreich.

Zeitweilig kam man — das ist eine Erfahrung der ersten 10 Nachkriegsjahre — weil man (wenigstens in unseren naturwissenschaftlichen Fächern) vom Baccalaureus aus unmittelbar zur Promotion ansetzen konnte und so bei einigem Fleiß und Glück seine dem heimischen Studiengang über den vielerorts obligatorischen Magister folgenden Altersgenossen um zwei Jahre und mehr zu überrunden vermochte. Es ließ sich somit — in manchen Ländern vermittelt die Promotion automatisch die *venia legendi* — eine Hochschullaufbahn erreichen, die daheim entweder aus Benotungsgründen verschlossen blieb oder sich erst Jahre später geöffnet hätte.

Deutschland hatte da — ohne Absicht — einen „zweiten Weg“ in die Hochschul-Laufbahn ermöglicht; über die Reaktion des „ersten Weges“ werden wir noch zu berichten haben.⁹⁾

Es gibt aber eine Reihe von ausländischen Kommilitonen, die nur deshalb kamen, weil deutsche Institutionen im Ausland für ein Studium in Deutschland werben.¹⁰⁾

Aus diesem bunten Kreis von Ursachen, Gründen und Hintergründen erhebt sich die (mindestens für unser Verhältnis zum ausländischen Studenten wichtige) Frage, ob sich dieser als Gast, als „Kunde“ oder als akademischer Bürger unserer Hochschule fühlt.

Steht er, der vor 30 Jahren schlicht Kommilitone war, heute anders zu uns, als sein Vorgänger in der Zeit? Ich glaube, ja. In dieser Frage kann ich nur bis zu meiner eigenen Studentenzeit zurückgehen.

Trotz eines um 1925 in München beachtlichen Anteils ausländischer Studierender entsinne ich mich keiner Schwierigkeiten. Die von mir in den letzten Jahren befragten alten Kommilitonen im nahen Osten, Politiker und Wirtschaftsleute, Geophysiker, Archäologen, Chemiker und Kollegen meines eigenen Faches sprechen ohne Ausnahme dankbar und glücklich von einem innerlich und äußerlich reibungslosen Deutschlandstudium.

Unsere akademische Partnerschaft ist seitdem nervöser geworden.¹¹⁾

Da aber wenigstens die Möglichkeit besteht, daß gewisse Assimilationsschmerzen auch an der Heimat unserer Kommilitonen liegen, scheint es interessant, den derzeitigen geistigen und materiellen Trend dieser Länder einmal aus unserem speziellen Blickwinkel zu betrachten.

⁹⁾ Andere Gründe materieller oder „zivil-kluger“ Art, wie ein Hinauszögern der heimatlichen Militärdienstpflicht oder die Möglichkeit, bei uns auf dem Wege über kurzfristige Stipendien ein Studium zu finanzieren, das zu Hause nicht möglich gewesen wäre, auch vielleicht ein zeitliches Ausbrechen aus dem oft sehr gebundenen Brauchtum des Herkunftslandes erwähne ich nur am Rande.

¹⁰⁾ Endlich steht infolge der derzeitigen Aktualität der Entwicklungsländer zu erwarten, daß eine Anzahl von Organisationen sich bemüht, Entwicklungs-Jugendliche nach Deutschland zu ziehen, die oftmals unzweckmäßige Voraussetzungen für ein Studium mitbringen.

¹¹⁾ Das mag einmal daran liegen, daß das ausländische Element quantitativ an Gewicht gewonnen hat, es kann aber auch durch die politischen Entwicklungen, durch den spezifischen Nationalismus mancher Länder komplizierter geworden sein, vielleicht kommen auch viele unserer ausländischen Freunde heute aus anderen Bevölkerungsgruppen, als damals.

Wie rasch sich Wertungen und Gewichte in diesem Felde verschieben, merken wir fast täglich. Wer früher bewertet wurde, mißt heute selber und mit eigenem Maßstabe.

Ein guter Teil unserer Ausländer kommt nicht mehr nur aus eigenem Antrieb zu uns, sondern mindestens mit Erlaubnis seiner Regierung und kontrolliert durch Paß und Devisenzuteilung. Sie kommen aus einer oft flüchtigen Situation der progressiven Metamorphose ihrer Region, in deren Brandung sie stehen. Sie sind auf dem Wege nicht nur einer eigenen Karriere, sondern — ob sie es wissen, wollen oder nicht — zu einem neuen Entwicklungsstand eines Landes oder Weltteils, an dem auch unser Schicksal sich entscheiden kann.

Um es anders auszudrücken: Ein großer Teil der hier in Frage stehenden Studenten repräsentiert ein Entwicklungsland. In diesem Sinne kann man den unscharfen, der Anmaßung und des Pharisäertums verdächtigen Ausdruck — er scheint mir immer noch besser als der des „äußeren Proletariats“ von Toynbee, der damit den Klassenkampf-begriff anrührt — wohl gelten lassen.

Ein paar Anmerkungen müssen in unserem Zusammenhang über diesen Begriff gemacht werden.

Unterentwickelte Gebiete außerhalb unseres eigenen Landes werden vielfach nach den Maßstäben zivilisatorischer Maximalbedürfnisse unseres Raumes und unserer Zeit als solche gekennzeichnet. Wir benoten damit Weg und Stand eines fremden Volkes, meist ohne zu bedenken, daß Unterentwicklung oder Entwicklungsfähigkeit partiell und subjektiv sind.

Im übrigen gibt es auch hier Entwicklungsreihen.¹²⁾ Wie es zu dem Kurvenbündel solcher Entwicklungsgradienten kam, ist bekannt;¹³⁾ ich kann über Einzelheiten hinweggehen.

In diesen Gezeitenstrom wird mit dem Zwange eines Naturgeschehens eine kleingewordene Welt gerissen, ohne Rücksicht darauf, ob sie zu solcher Technisierung oder politischen Emanzipierung als Ganzes disponiert ist, ob ihre Sozialstruktur den Aufprall fremder Einflüsse, den Austausch der Daseins-Normen verträgt.

¹²⁾ So gilt z. B. Ägypten in einzelnen Wirtschaftssparten als Entwicklungsland, während es selber Anderen kulturelle Entwicklungshilfe gibt, aus Eigenem und von der UNESCO inspiriert und unterstützt (z. B. im Arabic States Fundamental Education Center).

¹³⁾ Seit dem Ausgang des Mittelalters wuchs im Abendlande „moderne“ Wissenschaft. Aus ihr und mit ihr in Wechselwirkung entsteht seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein „technisches Zeitalter“. Diesem parallel läuft, beginnend mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung die Emanzipierung der Nationalstaaten.

Bei dem mit der Technisierung gekoppelten oder ihr immer häufiger vorauslaufenden Unabhängigkeitsstreben hat sich neuerdings der Begriff des Nationalismus von demjenigen der Nation gelöst.

Es ergeben sich lumumbeske Situationen, wenn aus kolonialen Verwaltungsgründen ohne Rücksicht auf Stämme, Sprachen oder natürliche Voraussetzungen geklammerte Völkerkomplexe unter künstlichen Emblemen nur aus einer gemeinsamen Abneigung gegen das Vergangene oder aus Furcht vor einem stärkeren Nachbarn heraus homogenisiert werden sollen.

Was aber die Entwicklung anlangt: Nirgends wiederholt sich unsere europäische Evolution, nirgends liegt die heute abrollende in der organischen Fortsetzung der eigenen regionalen Geschichte. Überall setzt sie mit einem Schnitt an, einem Trauma. Sie muß sich heterogener Mittel und zumeist — um traditionelle Kräfte überspielen oder mit ausländischen Kulturen kommunizieren zu können — fremder Verwaltungssprachen bedienen, die somit zu Kristallisationsmedien künftiger Gemeinschaften werden, mit allen möglichen Konsequenzen.

Die Gefahr ist groß, daß dieser Fluß der Ereignisse von Ideologien, Wirtschaftssystemen, von einem technischen Interventionismus mit Hilfe von Begriffen wie „Face-Value“ oder Prestige-Ködern manipuliert wird. Reizt doch die strategische oder ökonomische Situation eines Landes vielfach eine Hilfe mehr, als die Not es tut oder die Aussicht auf eine Gemeinschaft künftiger Generationen.

Die bisher erstaunlich friedlichen afrikanischen Geburtswehen gehören ebenso in die Entwicklung jener Länder, wie die — in der Geschichte gesehen — „Minuten“ ihrer direkten Kolonialzeit, ohne die es die neuen Staaten nicht gäbe. Vorwürfe über örtliche Bestialitäten können wir Europäer — welcher Nation auch immer — uns sparen. Wir können kaum erwarten, daß Naturvölker, in denen alte und neue Dämme plötzlich reißen oder eingerissen werden, sich vernünftiger verhalten, als wir das in analogen Situationen zu tun pflegen.

Wir stehen vielfach einem nicht immer unverständlichen Haß gegenüber, der die westliche Zivilisation als ein Dogma betrachtet, das erreicht werden muß, um gestürzt werden zu können. Es gibt ein berühmt gewordenes Gedicht eines Farbigen, in dem die Verse¹⁴⁾ stehen:

Hurra für jene, die niemals etwas erfanden
Hurra für jene, die niemals etwas erforschten
Hurra für jene, die niemals etwas bezwangen
aber sich hingeben, ergriffen, dem Wesen der Dinge . . .

¹⁴⁾ Aimé Césaire, Fragment (aus Jahn, J., Schwarzer Orpheus, Fischer-Bücherei Nr. 350, 1960).

und:

Hurra, so schließt sich der Kreislauf der Welt in vollendeter Eintracht.

Hört nur die weiße Welt

wie sie die großen Anstrengungen leid ist,

wie sich ihr Aufbegehren unter starren Sternen bricht,

wie ihre blaugestähelte Schnelligkeit erlahmt im

Geheimnis des Fleisches,

vernimm, wie aus den Siegen ihre Niederlage tönt,

vernimmt das klägliche Gestolper in den großen Alibis.

Gnade, Gnade für unsere allwissenden, einfältigen Besieger.

Diese Stimmung aber wird den Aufbruch nicht aufhalten; genug davon!

Eines Tages muß die neugewonnene Freiheit definiert und geistig unterbaut werden, eines Tages muß das materielle und geistige Gefälle, das sich, nachdem es den Stein der Entwicklung ins Rollen brachte, nunmehr ins eigene Land verlagert, aufgefangen werden. Wer das tun wird, und auf welche Weise, ahnt heute niemand. Man kann im Bereich des Menschen nicht prophezeien, ganz gewiß nicht über jenen Abgrund hinüber, der unser Denken und Fühlen von der traditionsgebundenen Daseinsnorm jener Länder trennt, von denen wir sprechen.

Wie weit sich eine religiöse Basis finden wird, wie sie der Islam dem arabischen Nationalismus lieh, wissen wir nicht.¹⁵⁾

Gelegentlich bilden Verwaltungsformen des ehemaligen Kolonial-Mutterlandes Übergänge, im Ganzen aber wirken europäische Sozialstruktur und Staatsbegriff wie fremde Kleider. Diese Begriffe sind bei uns und für uns aus Geschichte, aus griechischer Logik, lateinischer Ordnung und aus dem Christentum gewachsen und können nicht auf die neuen Gründungen übertragen werden.¹⁶⁾

Es bedarf einer langen Zeit, um aus einer Masse nicht nur politischer Analphabeten auch nur eine leistungsbezogene Verwaltung auf-

¹⁵⁾ Etwa ein Zehntel der vielleicht 220 Millionen Afrikaner gehört einem christlichen Bekenntnis an, viermal so viele zum Islam. Örtlich konnte das Christentum neue Staatsformen prägen, wie kürzlich im französischen Kongo.

¹⁶⁾ Hier und dort kommt eine Armee zum Zuge, weil sie oft als einzige Gruppierung die intellektuellen und technischen Mittel besitzt, um eine Verwaltung aufzubauen. Derartige Militärdiktaturen haben wenig gemein mit ihren ideologisch verbrämten europäischen Vorbildern. Sie können Fortschritt bedeuten, Entwicklungsstufe; Lust an der Macht ist häufig ihr Hintergrund.

zubauen.¹⁷⁾ Die eigene Entwicklung beginnt mit der Volksschule, kann aber ohne Hochschulbildung nicht zur Blüte kommen. Diese ist in vielen Ländern völlig unzureichend und somit vorläufig auf ausländische Lehrkräfte oder fremde Ausbildungsstätten angewiesen. Was in diesem Stadium aber ein in die Führung seines Volkes einrückender Akademiker studiert hat, ist weniger wichtig, als das er *mit Erfolg* studiert hat.

Denn diese Länder brauchen für ihren Entwicklungssprung neben einer unteren und mittleren spezialisierten Funktionärsschicht Männer mit disziplinierter Intelligenz, die eine Unzahl von oft gezielten Informationen fraktionieren können, die Geduld haben, Verständnis für andere Kulturen, Phantasie und innere Sicherheit besitzen und fremde Entwicklung konvertieren, eigene Tradition verwenden oder verwerfen können, Menschen, die wissen, daß Fortschritt und Technik, Entwicklungshilfe und Entwicklung nicht synonym sind.

Das heißt — personell gesehen — daß mindestens *zwei Kategorien* von Ausgebildeten zur Verfügung stehen müssen, deren *Spitzen-gruppe allgemeine Hochschulbildung* braucht. Dazu gehören nicht nur Kollegs, sondern auch eine Elite, d. h. auf deutsch eine Auswahl von Persönlichkeiten. Hier liegt unsere Aufgabe. Bei uns beginnt eine unmittelbare Brücke zwischen dem vielleicht sachlicheren Teil Europas und den Entwicklungsländern. Sie führt über unsere ausländischen Kommilitonen. Wir können eine Entwicklungshilfe bieten, die über jedes „stählerne Kalb“ in Wert und Zeit hinausreicht; aber wir wollen nicht mehr anbieten, als wir verantworten können.

Die bei uns studierende künftige Intelligenz der in Frage stehenden Länder muß wissen, daß wir den Beflissenen Werkzeug geben wollen ohne den Zwang wirtschaftlicher Abhängigkeit, Ideen, aber keine Ideologie, Werte, die wir für Werte halten, aber keine Wertung, Chancen, aber keinen politischen Preis dafür fordern.¹⁸⁾

Im übrigen ist ein solches Programm nicht neu, es hat bei uns nur den Vorteil, daß es nicht von einem Kolonialmutterland, einer Wirtschaft oder einer Ideologie verkündet wird.

Denn:

Wir sind in Deutschland den Entwicklungsvölkern gegenüber in einer besonderen Lage: Wir sind — sicher nicht durch eigenes Verdienst — in kolonialpolitischer Hinsicht unverdächtig und als Nation

¹⁷⁾ Vielleicht ist das im Augenblick nur durch eine von außen gesteuerte Schulung möglich. Es gibt solche Bestrebungen bei der UN, im Institut International des Différent Civilisations, im Colombo-Plan, der Mont Pélerin Society und andere Gremien.

¹⁸⁾ Ohne Rücksicht darauf, daß sie mindestens zunächst die ihnen gebotene, geliehene und verkaufte europäische Erziehung und Technik gegen Europa (im weitesten Sinne des Wortes) verwenden werden.

politisch zu unbedeutend, als daß man uns als Imperialisten ansehen könnte. Viele der heute anlaufenden westlichen Schulungsaktionen und gezielten Kaderbildungen zur Umstellung der alten Ordnung in eine neue Struktur haben in den Augen der Empfänger und Kritiker einen Schönheitsfehler: Sie sind national, übernational oder von der interessierten Wirtschaft organisiert und werden oft des Neokolonialismus bezichtigt.

Die bei uns studierende ausländische Jugend muß aber auch wissen, daß sie keine caritative Beurteilung, also weder ein Almosen, noch in ihrer Benotung die Bezahlung einer eingebildeten weißen Schuld erwarten darf, daß sie ebenso hart arbeiten muß, wie ihre europäischen Kommilitonen, daß die Freiheit ein unbequemer Zustand ist und die eigene Verantwortung schwer, daß sie hier wie zu Hause mit dem fertig werden müssen, was sie forderten und bekamen, daß sie persönlich und als Staat ihre Zukunft selber bestimmen und irgendwann auch die Fehler selber bezahlen müssen.

Besonders wichtig für diese Erziehung scheint mir das Spezifikum der deutschen Hochschule (im bewußten Gegensatz zu anderen westlichen Hochschulen), die Freiheit ihrer Benutzung zu sein. Sie zwingt, wie bereits angedeutet, den Studierenden zum ersten und fast risikolosen (weil reparablen) Schritt in die eigene Entscheidung und Verantwortung. In diesem Zugang zum Individuellen liegt eine der Pforten zu der Persönlichkeitsentfaltung, die in vielen der freigewordenen Völker durch den verbreiteten kolonialen Paternalismus tatsächlich behindert war und sich in eine grenzenlose Verantwortungsscheu projiziert.

Ein dritter Schwerpunkt — dieser aber ist allen europäischen Hochschulen eigen — liegt in der Möglichkeit fachfremder Diskussionen außerhalb politischer Kontrolle. In solchen Aussprachen kann sich der so häufig anzutreffende Ausbeutungskomplex und Subjektivismus abschleifen.

Ich könnte diese Punkte vervielfachen, es mag genügen, den möglichen „zweiten Weg“ von uns aus zumeist über den freien Beruf in die Führungsstellen des Neulandes anzudeuten.¹⁹⁾

Aber wie bereits betont: Diese Möglichkeiten dürfen weder erstickt werden durch eine unproportionierte Anzahl und mangelhafte Eignung von ausländischen Studierenden an unseren Hochschulen, noch dadurch, daß wir unsere inländischen und ausländischen Studenten mit verschiedenen Maßstäben messen.

¹⁹⁾ Der „erste Weg“ führt in den Entwicklungsländern der ersten Kategorie über das Studium der Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften in England, Frankreich und den USA, weiter östlich bereits über Prag und Moskau, der „zweite Weg“ meist über die Wirtschaft oder einen freien Beruf.

Wer zu uns an die deutsche Hochschule kommt, muß wissen, daß wir keine caritative Anstalt sind für solche, die anderwärts nicht zum Zuge kamen, daß er hochschulreif sein muß, daß er von Anfang an mit einem Maße gemessen wird, das wir für sachlich halten, also mit unserem Maß. Das war in den ersten Jahren einer gewissen inneren Unsicherheit nach dem Kriege nicht immer garantiert, wir waren oft zu nachsichtig.

Wir müssen aber jene Tradition wahren, die dazu führte, daß in einigen Ländern des Nahen Ostens z. B. an den Berufsschildern vieler Akademiker der Name derjenigen Universität geschrieben steht, an der sie promovierten.

Wir haben nicht nur unseren z. T. hervorragenden ausländischen Kommilitonen, sondern auch ihrer Heimat und letztlich uns selber gegenüber die Verpflichtung, unser Niveau zu halten,²⁰⁾ und dieses Niveau wird an dem unserer Promovierten abgelesen. Ein oberflächlich geschulter Mechaniker mag tragbar sein, ein ebensolcher Wissenschaftler im Neuland ist schlechtweg gefährlich.

Ich will auf Spezialfragen der Voraussetzungen und Studienhilfen, die 1960 auch von der Westdeutschen Rektorenkonferenz bearbeitet wurden, nicht eingehen,²¹⁾ aber einige wenige Punkte aufgreifen, die z. Zt. in der Öffentlichkeit diskutiert werden.

Warum sucht man den Fehler bei der Universität, wenn so viele ausländische Kommilitonen in Prüfungen durchfallen? Wir sind nicht ausländerfeindlich. Die Hochschule darf sich nicht politischen Zwecken unterwerfen, deren Befriedigung im Sinne der Initiatoren ihr selbst zum Schaden gereichen muß.

Wenn man gelegentlich der Meinung ist, man könne einen den entsprechenden Regionen genügenden speziellen Standard der Ausländerbildung dadurch schaffen, daß man der Universität ein niedrigeres Niveau für solche Studierenden empfiehlt, dann ist das ein übler Kompromiß, eine beleidigende Unterschätzung vieler ausländischer Kommilitonen, und ein gegebener Präzedenzfall für eventuelle politische Manipulationen. Karitative Haltung in Studienfragen entwürdigt die Hochschule und macht sie absurd; sie nimmt ihr sogar

²⁰⁾ Das heißt nicht, daß nicht bestimmte Voraussetzungen, die für deutsche Studierende gelten, in Einzelfällen oder generell ausländischen Kommilitonen erlassen werden könnten.

²¹⁾ Jeder Ausländer muß wissen, daß es auf dem Wege seines — mindestens naturwissenschaftlichen — Studiums Stationen gibt, an denen aussteigen kann, wer nicht weiterkommt. Aus solchen Gründen sind wir in der deutschen Geologie im Laufe der Jahre dahin gekommen, von nun ab möglichst jeden Ausländer über die Prüfungsstraße unserer deutschen Studierenden, also über Vordiplom und Diplom laufen zu lassen, ehe wir ihm eine Dissertation zuerkennen. Jede der genannten Prüfungen aber bedeutet einen möglichen Studien-Abschluß.

den Prestigestempel, dessen Lockung vielfach echte Leistung wenigstens auf Zeit erzwang.

Je mehr ausländische Studenten mit reduziertem Wissensstand wir hinausschicken, desto geringer wird die Anzahl derjenigen sein, die in Zukunft zu uns kommen.

An dieser Stelle aber soll eine Bemerkung über die zwischenstaatliche Bewertung akademischer Grade eingeschaltet werden.²²⁾

Es geht nicht nur um ausländische Grade, auch wir werden beurteilt. Im Nahen Osten steht im Augenblick der deutsche „Doktor“ in nicht unbedingt positiver Diskussion. Man ist der Meinung, der englische Ph. D. sei höher zu bewerten, als der deutsche Dr. gleich welcher Fakultät.²³⁾ Für die Naturwissenschaften kann ich Ihnen versichern — ich habe junge Männer mit dem im Orient praktizierten und international kontrollierten englischen Grad und andere mit unserem deutschen Doktor promoviert — daß der deutsche Grad schwieriger zu erwerben ist, als der englische Ph. D.,²⁴⁾ bei dem im allgemeinen (wenigstens bis vor kurzem) eine mündliche Prüfung entfiel.

Ich kann und will auf die möglichen Hintergründe der genannten Polemik nicht näher eingehen. Aber für unser Prüfungsmaß und die Notwendigkeit der Niveau-Erhaltung regt diese Angelegenheit ebenso zum Nachdenken an,²⁵⁾ wie die Rundschreiben ausländischer diplomatischer Vertretungen, die um die Wahrung des Niveaus bitten (mußte es soweit kommen?).

Im bisher Gesagten deutet sich bereits unser Wunsch nach strikterer qualitativer Auswahl der Anwärter für ein deutsches Universitätsstudium an. Das bedeutet — natürlich immer im Rahmen etwa bestehender Kulturabkommen und des internationalen Anstandes — eine vor dem und während des Studiums vorgenommene Beschrän-

²²⁾ Für sie haben wir, wenn es sich um ausländische Hochschulbewertungen handelt, eine deutsche Institution, die nach bestem Wissen und Gewissen und unter Berücksichtigung lokaler Bedingungen urteilt.

²³⁾ Diese Ansicht wird gelegentlich von deutschen Akademikern unterstützt.

²⁴⁾ Diese Bewertung betrifft nicht den englischen D. Sc., der einer Habilitation näher steht, als unsere Promotion.

²⁵⁾ Es gehört demnach — und das ist ein weiterer Schluß — zur Arbeit mit ausländischen Kommilitonen eine gewisse Kenntnis ihres Landes, seiner Gewohnheiten, seiner Geschichte, seiner inneren, oft konfessionellen Spannungen und seiner jüngsten Entwicklung. Das ist keine Zumutung für den akademischen Lehrer, sondern ein — auch wenn wir eigentlich keine Zeit dazu haben — interessanter Aspekt dieser Partnerschaft. Zudem werden solche Informationen häufig genug in unseren internationalen Studentenveranstaltungen vermittelt.

Wir vergessen zu oft, daß Asien und Afrika stärker im Flusse sind und in manchen Dingen moderner, als wir und wir möchten ja auch nicht nur nach mittelalterlichen Domen und Dichtungen beurteilt werden...

kung auf eine unserer einheimischen Studentenzahl (vom jeweiligen Fach aus) proportionierte, also gleitende Anzahl von maximal 10 % ausländischer Kommilitonen, die dann in Pflicht und Beurteilung unseren deutschen Studenten völlig koordiniert werden.²⁶⁾

Ich weiß, daß ich hier vielfachen Widerspruch erregen werde. Einmal weil die deutsche Hochschule jedem offen stehen soll und ein (wie auch immer gekleideter) Numerus clauses als ungesetzlich oder unfair angesehen wird. Gewiß wollen wir jedem Einheimischen wie Ausländer eine Chance geben ohne Ansehen der Person, selbst dann, wenn die angestrebten Berufsgruppen und Länder sich gegen eine Überfüllung akademischer Laufbahnen wehren, aber man kann uns nicht verübeln, wenn wir bei wie auch immer begrenztem Fassungsvermögen nicht die ersten Buchstaben des Alphabets nehmen, sondern — wie bei unseren Einheimischen — lieber solche, die bessere Voraussetzungen mitbringen.

Weitere Kritik erwarte ich aus Kreisen, die — meist mit politischer, manchmal recht naiver Begründung — versuchen, zunehmend mehr Studierende aus Entwicklungsländern nach Deutschland zu vermitteln und aus Kreisen der Entwicklungsländer selbst.²⁷⁾ Man mutet uns zu, „irgendwie“ mit diesem Zustrom junger Ausländer fertig zu werden. Sie sind — das wissen die meisten von uns — nur zum Teil für einen Studienabschluß unseres Normalstandards geeignet. Wir müssen also bei einem Teil entweder ein Auge zudrücken oder sie enttäuschen.

²⁶⁾ Eine solche Beschränkung sollte aus didaktischen ebenso wie aus Betreuung- und Platz-Gründen vorgenommen werden.

Wer viel mit Kommilitonen aus Entwicklungsländern arbeitet, weiß, daß diese den Dozenten etwa die doppelte Zeit kosten, wie unsere einheimischen Studierenden; nicht weil jene weniger intelligent wären, sondern aus anderen Gründen.

Wir leiden an einem kontinuierlichen Absickern hochqualifizierter Forscher namentlich der jüngsten Generation, von Leuten, die uns nicht nur in Ausbildung und Schulung unendlich viel gekostet haben, sondern deren Potenz uns verloren geht, ein Faktor, der weder materiell noch ideell einzuschätzen ist.

Sollen wir die verzweifelte Anstrengung unserer Universitäten, unsere internationale Gleichberechtigung wiederzugewinnen verlangsamen (vgl. z. B. Coing, H., Mitt. Hochschulverband 8, Nr. 1, S. 6—21, 1960) um anderwärts erfolglose Entwicklungs-Studenten im Geleitzugsystem zur akademischen Reife zu bringen?

²⁷⁾ In einigen dieser Länder wird die These vertreten, die europäische Zivilisation sei auf der Basis kolonialer Ausbeutungsrohstoffe gewachsen und die Entwicklungshilfe daher eine Art Reparation oder Kollektivschuld, die eingefordert werden könne. Zur Entwicklungshilfe aber gehören Studienstipendien für bevorzugte Kinder des betreffenden Landes.

Ein Angriffspunkt läuft also auf die Frage des in der Naturwissenschaft und der Medizin notwendigen Arbeitsplatzes hinaus. Den zweiten Einwand behandelte ich bereits vorgreifend weiter oben, der dritten, angeblich politischen Argumentation, die zumeist mit dem Satze arbeitet: „Dann geht uns also auch dieser Student wo-andershin und verloren“, bin ich nachgegangen. Es ergab sich, daß die Auswahl vor dem und während des Studiums in vielen außerdeutschen Ländern (auch in vielen Heimatländern der in Frage stehenden Studierenden) weitaus schärfer ist, als bei uns.

Englische und französische Universitäten sind mit diesem lange praktizierten System gut gefahren. Besonders die in England Graduierten (British Council-Auswahl u. a.) sind stolz darauf, daß ihnen dort nichts geschenkt wurde. Viele von ihnen schicken ihre Kinder auch dann zum Studium nach Großbritannien, wenn England als Landesfeind gilt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika lesen ihre Stipendiaten scharf aus.

Man wird antworten, daß es sich bei diesem „screening“ zumeist um Stipendiaten handelt, aber dieser Anteil wächst von Jahr zu Jahr.

Rußland hat einen den spektakulären Leistungen seiner Naturwissenschaftler entsprechenden Zustrom von ausländischen Studierenden an sich gezogen. Die Anfangsauswahl wird verschieden gehandhabt, war bisher aber nachsichtiger, als bei den eigenen Hochschulaspiranten. Dafür steigern sich die Anforderungen während des Studiums. Es gibt mehrere Dutzend Zwischenprüfungen.

Wie ernst man diese Möglichkeit der Beeinflussung dort nimmt, zeigt die in diesen Wochen in Moskau eröffnete „Universität der Freundschaft“ für Studierende der jungen Völker.

In diese — übrigens offiziell gesellschaftlichen Organisationen und nicht dem Staat unterstehende — Universität wurden 1960 aus 25 000 Meldungen zunächst 1000 Stipendiaten durch eine Aufnahmekommission ausgewählt.²⁸⁾ 400 davon kamen aus Afrika, 300 aus Lateinamerika, 300 aus verschiedenen anderen Regionen.

In Prag studieren z. Zt. 2000 Entwicklungsstudenten, in Polen 900. Neuerdings wird auch in Mitteldeutschland in englischer und französischer Sprache Afrikanern gewerkschaftliche Methodik und Menschenführung gelehrt.

Wir haben einer solchen missionarischen Kriegsführung (Toynbee) keine geballte Antwort entgegenzusetzen. Wir glauben, daß eine neue

²⁸⁾ Der Kreis wird vergrößert werden. Kosten entstehen den Studierenden praktisch keine, Studienreife wird durch ein- bis dreijährige Vorbildungskurse erreicht.

Gemeinschaft nicht lediglich auf einem Kampf gegen eine Idee aufgebaut werden kann. Sollen wir uns zudem durch russische Maßnahmen erpressen lassen?

Die Entwicklungsländer werden sich eines Tages entscheiden. Vielleicht entsteht dann etwas ganz anderes, als ein Abklatsch westlicher oder östlicher Formen.²⁹⁾

Es scheint mir aber nötig, den Ausbildungsgang der zu uns kommenden Entwicklungs-Jugend zum Teil umzubauen:

Wenn Ausländer in Deutschland studieren sollen, die nach unseren Maßstäben keine Hochschulreife haben, dann müssen diese Studierende entweder Vorbereitungskurse absolvieren. Solche propädeutischen Studienkollegs werden z. Zt. eingerichtet. Oder man sollte vielleicht noch einen Schritt weiter gehen: Man könnte versuchen, einen technischen Mittelstand für die Entwicklungsländer zu bilden, aus dem sich eine höhere Qualifikation entwickeln kann.

Es müßte also ein Ausbildungsgang geschaffen werden, der einmal eine reine Fachausbildung vermittelt und außerdem vielleicht in seiner ersten Hälfte als Vorstufe zum Universitäts-Studium s. str. dienen mag. Neben den bereits von der Wirtschaft betriebenen Spezialschulen sollten staatliche Ausbildungsstätten diese Art von Entwicklungshilfe betreiben, um die Freiheit von wirtschaftlichen Interessen und von Ideologien zu garantieren. Man kann dabei einmal auf die höheren technischen Lehranstalten zurückgreifen, des anderen daran denken, solche „Mittelschulen“ *in den betreffenden Entwicklungsländern* zu errichten. Damit würden sich unzählige Probleme der weiter oben angedeuteten Bereiche vermeiden lassen.

Die zur Zeit entstehenden Studienkollegs für Ausländer, die Sprachschule und geistige Vorbereitung auf die Universität sein sollen, mögen zentral gesteuert und aus Entwicklungsmitteln des Bundes unterhalten werden. Aber zurück zur Universität. —

Ich möchte — ohne mich weiter in Einzelbegründungen zu verlieren — noch einige Wünsche äußern, die zum Teil auch unsere Würzburger Universität direkt betreffen:

Dem hiesigen Geographischen Institut ist ein kleines Afrika-Institut angegliedert. Meines Wissens ist dort seit Jahren eine Fülle von nicht nur geographischem Material zusammengetragen worden. Sollten wir nicht daran denken, im Interesse unserer Beziehungen zu den afrikanischen Entwicklungsländern dieses Institut auszubauen. Wir brau-

²⁹⁾ Die prachtvollen, aus dem tropischen Afrika zwischen dem 15. und 17. Jhd. überlieferten, aus unbekannter Vorzeit erwachsenen afrikanischen Kulturen zeigen zum mindesten die historische kulturelle Potenz dieser Regionen.

chen eine Informations- und Ausbildungsstätte für unsere eigenen Bestrebungen und darüber hinaus für Wirtschaft und Politik.

Die Göttin der Information hat einen Januskopf —.

Die Zusammenarbeit mit dem Ausland — und das Ausländerstudium ist, wie das Auslandstudium eine solche — bedarf einer ständigen Berührung der Hochschul-Bereiche der Partner. Wir können eine solche Interkommunikation nicht jenen Beamten unserer Auslandsvertretungen zumuten, die unsere Universitäten vor 30 Jahren verließen und von unseren heutigen Problemen ebensowenig Ahnung haben wie von den Hochschulinternis ihres Dienstlandes. Man sollte versuchen, nach amerikanischem Vorbild Wissenschafts-Attachés einzusetzen, die, zweckmäßigerweise naturwissenschaftlich oder soziologisch geschult, engen Kontakt mit den Hochschulen und Forschungsinstitutionen beider Partner halten und auch die zahllosen Imponderabilien dieses Bereichs kennen sollten.

Was die individuelle Betreuung unserer ausländischen Kommilitonen anlangt, so möchte ich den Korporationen nahelegen, sich über das Gewicht dieses Fragenkreises einmal intern zu unterhalten und zu überlegen, ob sie nicht mehr Ausländer als bisher in ihren gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Kreis einbeziehen können.³⁰⁾

Noch etwas: Wir pflegen unserer jungen, ins Ausland gehenden Generation zu sagen, daß ihre Heimat vielfach nach ihrem Auftreten beurteilt wird. Unsere ausländischen Studierenden werden von uns aus ähnlichem Blickwinkel betrachtet.

Aber auch in Deutschland hat die Partnerschaft zwei Seiten. Ich meine in diesem Zusammenhang weniger die offene Tür unseres Hauses und Herzens, als das Bild, das wir von uns selber zeichnen. Wenn wir uns selbst resigniert herabsetzen — ich spreche nicht von den nazistischen Komplexen — können wir nicht verlangen, daß andere uns höher bewerten. Das gilt für den ganzen Westen und die Art, wie er sich — auch im Film — darstellt.

Gewiß sind wir nicht besser, als die anderen, aber wir sind wohl auch nicht schlechter. Letztlich ist unsere Zivilisation, unsere europäische, Gestalt und Ding gewordene, Geschichte Sehnsucht und Ziel, der afro-asiatischen Träume.

Oder, anders gesagt: Wir bauen mit sehr konkretem Material an einer Straße mit, die aus der Geschichte kommt und morgen zu Geschichte wird.

³⁰⁾ Gut wäre es ferner, den Kontakt mit den „alten“ Ausländerstudenten zu pflegen, etwa durch eine Zeitung mit Hochschulnachrichten, die von einer nicht-politischen Institution, vielleicht vom DAAD, herausgegeben werden könnte.

Wohin uns dieser oft entsetzlich schwierige Weg führen wird, wissen wir nicht.

Der Eine säet, der Andere erntet.

Das Element der neuen Völker entwickelt sich heute bereits zu der so schmerzhaft in dem Schwarz-Weiß-Bild der letzten Dekade gesuchten Dritten Kraft.

Keiner von uns hat das erwarten können.

Als Einzelne sind diese neuen Staaten klein und schwach und — so drückte es einmal ein Prominenter der Vereinten Nationen aus — nicht immer weise, aber sie sind Viele . . .

Wir wollen sehen, daß wir als Minderheit zwischen dem gebündelten Intellekt namentlich des Ostens und der „entwicklungsfähigen“ Zahl ein i n n e r e s Gewicht behalten.

Nicht zum ersten Male in der Geschichte wird eine Kultur mitgeteilt. Dieses Mal geschieht es bewußt und, was zunächst brüderlich war, gerät mehr und mehr unter tödlichen Zwang. Es bedarf, wenn es Frucht tragen soll — und anders wäre es sinnlos — eines starken Verantwortungsgefühls auf der einen und harten Fleißes auf der anderen Seite.

Ich glaube, daß die Deutsche Hochschule in dieser kulturgeschichtlich vielleicht dramatischsten Zeit unserer Menschheitsgeschichte bereit ist, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Sie muß sich aber wehren, wenn man von ihr verlangt, daß sie die Frucht unserer langen und oft bitterschweren europäischen Geistesgeschichte sentimental verschleudern oder solchen vermitteln soll, die — im breitesten Sinne des Wortes — unsere Sprache nicht verstehen und unsere Gedanken nicht begreifen, weil ihnen die Voraussetzungen dazu fehlen. Das ist kein Vorwurf, sondern eine nüchterne Feststellung.

Es ist nicht die Sache der Deutschen Hochschule, solche Voraussetzungen zu schaffen, sondern Angelegenheit des Staates oder der Nation, für sie im Rahmen der Entwicklungshilfe zu sorgen.

Wir brauchen nicht zu betonen, wieviel erreicht werden kann, wenn diese Vorbedingungen gegeben sind.

Unzählige Freunde und alte Kommilitonen auf der ganzen Welt, die im letzten halben Jahrhundert durch unsere Hochschulen gegangen sind sprechen eine beredte Sprache.

Wir haben Verständnis für die Aufgabe des „Jahrhunderts der Freiheit“ wie man es einst nennen möge — dazu helfe uns Gott — aber wir bitten auch um Verständnis für unsere Grenzen und Möglichkeiten: Ein Schelm gibt mehr, als er hat.